

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Georgien

vom 22. August bis 30. September 2016

Georgiens schwieriger Weg in Richtung Westen

Von Karsten Kaminski

Georgien, vom 22. August bis 30. September 2016



Inhalt

1. Zur Person
2. Warum Georgien?
3. Egal, was ist: Mit Vollgas Richtung Westen
4. Zwischen Hass und Liebe
5. Eine seltsame Begegnung mit Stalin
6. Über Grenzen und Flüchtlinge im eigenen Land
7. Zwischen Sehnsucht und Widerstand – Zu Besuch in „Europas“
höchsten Dörfern
8. Über den Bezug zu Europa und wenn es zu westlich wird
9. Die Sache mit dem Wein und dem EU-Export
10. Warum Georgien in den nächsten Jahren wichtig wird
11. Kurz vor der Abfahrt, kurz vor der Wahl
12. Fazit – Georgien bleibt der Spielball zwischen Ost und West
13. Danksagung

1. Zur Person

Journalist mit polnischen Wurzeln, daraus hat sich sicherlich der Themenschwerpunkt Osteuropa ergeben: Anfang der 90er Jahre in NRW geboren und aufgewachsen, dort für das Journalistik Studium an der TU Dortmund geblieben. Dann zog es mich immer weiter Richtung Osten: Während des Studiums Auslandsaufenthalte in Estland und Russland. Volontariat bei der Deutschen Welle mit Stationen in Bonn, Berlin und Moskau. Jetzt freiberuflicher Journalist u.a. für die Deutsche Welle und für den WDR-Hörfunk; am liebsten im Osten unterwegs.

2. Warum Georgien?

Nach Recherchen in Polen, dem Baltikum, der Ukraine und Russland wollte ich den postsowjetischen Raum weiter erkunden. Die Wahl fiel auf Georgien, weil das Land und seine Probleme durch die Unruhen und den Krieg in der Ukraine in den Schatten gerückt sind. Der Staat am Rande Europas leidet nämlich immer noch unter einem eingefrorenen Konflikt mit Russland. Es geht um die Folgen des Georgienkrieges von August 2008:

Als Anfang der neunziger Jahre die Sowjetunion zerfiel, wurde in Georgien die Unabhängigkeit gefeiert. Den gleichen Anspruch wollten aber auch die Regionen Südossetien und Abchasien für sich haben. In beide Regionen marschierte die georgische Armee ein, um das Territorium wieder für sich zu gewinnen. Folglich erhielten Abchasien und Südossetien Unterstützung von Russland, das den kulturellen und politischen Einfluss in der Kaukasus-Region nicht aufgeben wollte. Es kam immer wieder zu Konflikten. Russland unterstützte Abchasien und Südossetien wirtschaftlich und verteilte seit 2002 unter völkerrechtlich fragwürdigen Umständen Pässe an die Bevölkerung in den georgischen Regionen. Das öffentliche Leben orientierte sich also immer mehr an russischen Strukturen. 2008 wollte Südossetien sich von Georgien abspalten. Man warf Georgien eine andauernde Unterdrückung vor. Gleiche Forderungen kamen auch aus Abchasien. Die südossetischen Separatisten tendierten dazu sich Russland anzuschließen. Abchasien wollte eine völlige Unabhängigkeit mit Hilfe von Russland. Am 8. August 2008 hat Georgien eine starke Offensive zur Rückgewinnung der Regionen gestartet. Daraufhin hat Russland Panzerrollen lassen: Es kam zum fünftägigen Krieg. Er wurde durch eine von Frankreich vermittelte Waffenruhe beendet. Nach dem Waffenabzug sind seither in Abchasien und Südossetien russische Soldaten stationiert. In Georgien gibt es also nicht

akzeptierte Grenzen sowie Hunderttausende Binnenflüchtlinge im eigenen Land.

Georgien ist ein Spielball zwischen Ost und West geworden: 2008 wurde dem Land eine Nato-Mitgliedschaft versprochen. 2014 wurde das Assoziierungsabkommen mit der EU unterzeichnet.

Daraus haben sich folgende Fragen für meine Recherchereise ergeben:

- Wie spüren die Menschen in Georgien die Folgen des Georgien-Konflikts von 2008 noch heute?
- Was hat sich dadurch in der Gesellschaft verändert?
- Wie ist die Einstellung gegenüber der EU und der Nato?
- Wie ist die Einstellung gegenüber Russland?
- Was wollen die Menschen in ihrem Land verändern?
- Wie soll es weiter gehen?

3. Egal, was ist: Mit Vollgas Richtung Westen

Mein Blick aus dem Flugzeug: Berge, Schluchten und viele Bauernhöfe – kurz vor dem Landen sehe ich, wie ein Bauer seinen Esel vom Feld vertreibt – wie kann das sein? Noch vor meiner Abreise hat die New York Times einen Artikel über Tiflis, die Hauptstadt Georgiens, geschrieben – „The California of the Caucasus“ – in den westlichen Medien ist überall die Rede von einer totalen Modernisierung in Georgien. Georgien – ein Land voller Kontraste!(?)

Am Ausgang des Flughafens wird man von einem riesigen Schild begrüßt. Es klebt auf den Schiebetüren direkt an der Gepäckausgabe. Zu sehen ist die Flagge der EU. Sie verschmilzt mit der Flagge Georgiens; darauf die Aufschrift: „Welcome to Georgia! EU associated state“. Auf dem Außengelände des Flughafens fallen vor allem die großen animierten Tafeln auf, die für Konzerte und politische Parteien werben. In diesem Jahr findet in Georgien nämlich die 8. Parlamentswahl statt.

Eigentlich mag ich es nicht, wenn in Reportagen Taxifahrer erwähnt werden, aber wenn ich über Georgien schreibe, komme ich wohl nicht drum herum. Denn Taxifahrer sind hier für Ausländer wie ein Tor in die georgische Welt. Während ich diesen Bericht geschrieben habe, hatte ich 51 verschiedene Telefonnummern von Taxifahrern in meinem Handy gespeichert. Sie haben mir Interviews in den tiefsten Dörfern Georgiens organisiert, mich zu sich nach Hause eingeladen; man wird schnell „Bruder“ genannt. Taxifahrer wussten immer Bescheid, wo in den Städten die Menschen über das Land, dessen Politik und dessen Entwicklung reden wollten.

Mein erster Kontakt war der Taxifahrer Miko, 37 Jahre alt. Er trug Jogginghose und kaute lässig sein Kaugummi. Wir sprachen Russisch, das ist inoffiziell die Sprache der Taxifahrer in Georgien, so seine Aussage. Bis in die 90er-Jahre war Russisch in Georgien die erste Fremdsprache in der Schule, für viele sogar die erste Muttersprache. Mittlerweile lernen Georgier erst Englisch. Als ich Miko sagte, dass ich aus Deutschland komme, war er erstaunt: „Warum können Sie Russisch?“ Nach meiner Erklärung waren keine weiteren Fragen nötig, er fiel direkt mit der Tür ins Haus: „Europa, das ist ein großer Scherz. Die versprechen uns hier schon seit Jahren, dass wir zu Euch gehören werden. Wer das glaubt, ist doch ein Trottel.“ Miko hat seinen Glauben an die EU verloren: „Ich fahre jetzt seit drei Jahren Menschen vom Flughafen in die Innenstadt. In den letzten Jahren ist nichts passiert, wir sind stecken geblieben.“ Dann zeigt er stolz auf einen futuristischen Bau: „Siehst Du dieses blinkende Glas? Da ist jetzt unser neues Polizeipräsidium, die sind sehr streng geworden. Früher hab ich mich nie angeschnallt, aber jetzt muss ich. Das ist was Gutes – mit der neuen Polizei funktioniert alles im Land.“ Was aber nicht gut funktioniert, sei die Annäherung an den Westen. „Wir sind genau so ein Land wie die Ukraine. Russland wird uns nicht so leicht abgeben.“ Dann wurde Miko still und ließ Tiflis auf mich wirken: Im Hupen-Lärm und Straßenchaos entdeckte ich postsowjetische Plattenbauten. Alte Damen stehen am Straßenrand und verkaufen Nüsse, Blumen, Früchte und Getränke. Daneben stehen immer wieder moderne Glashochhäuser und zerbröckelnde alte Holzhäuser. „Du siehst die Veränderung? Dein Thema liegt auf der Straße.“ ... und wie Miko Recht hatte:

Vor jedem offiziellen Gebäude hängt die Flagge Georgiens, gleich daneben die Flagge der EU – das Assoziierungsabkommen wird, wo es nur geht, symbolisch festgehalten. Ab und zu hängen in der Hauptstadt auch die Fahnen der Nato, falls wichtige Treffen stattfinden oder ein Außenminister zu Besuch ist. Den Kontrast Georgiens sieht man vor allem in der Altstadt: Auf der einen Seite stehen die alten Mauern von Tiflis – die Stadt wurde im 5. Jahrhundert nach Christus erbaut. Die Fassaden der alten Holz-Häuser bröckeln teilweise. Die mit feinen Schnitzereien verzierten, bunten Balkone werden von morschen Balken gestützt. Ab und zu sieht man Ruinen oder Häuser ohne Dächer. Direkt neben der Altstadt, also auf der anderen Seite des Flusses, liegt der Europa-Park. Er steht symbolisch für die Vergangenheit und die Zukunft der Metropole: Das Wasser der Springbrunnen wirkt durch LED-Leuchten bunt, es bewegt sich zu klassischer Musik von berühmten europäischen Komponisten. Die Bäume und Blumenbeete im Park sind perfekt zugeschnitten. Einheimische und Touristen sitzen auf schlichten weißen Steinbänken und genießen den Ausblick auf die historische Altstadt. Das auffälligste Bauwerk ist die Friedensbrücke, mit ihrem bogenfö-

migen Dach, das aus zahlreichen kleinen Glasfragmenten zusammengesetzt ist. Sie verbindet das alte Tiflis mit dem neuen Tiflis. „Siehst du wie die Brücke blinkt?“ Ekra, 31 organisiert Free-Walking Tours durch Tiflis. Sie wirkt sehr stolz ihre Heimat zu zeigen: „Überall gibt es Lichter, es wirkt teilweise schon chaotisch. Mit diesen Lichtern senden wir eine Botschaft in das Universum: Frieden, Liebe und Freundschaft für die Welt.“ Die Brücke wurde nach dem Georgienkrieg 2008 gebaut. „Seitdem hoffen wir, dass wir eine bessere Zukunft haben werden.“ Aber im gleichen Atemzug sagt die Touristenführerin, die mit akkuratem weißem Hemd durch die Gassen der Stadt führt: „Keine Ahnung, wer da oben diese Botschaft sieht, vielleicht Aliens?“ – und wieder ein Mix aus Hoffnungslosigkeit und Stolz. Dann zeigt Ekra auf ein Gebäude mit einer auffallenden Glaskuppel – es ist der Palast des georgischen Präsidenten – er steht oberhalb des Europaparks und ähnelt ein bisschen dem Reichstag in Berlin: „All diese Gebäude hier wurden während der Amtszeit des früheren Präsidenten Saakaschwili gebaut. Ich finde, er war ein guter Mann ... natürlich ist keiner perfekt, jeder Mensch hat seine guten und schlechten Seiten. Er hat viele gute Dinge für unser Land getan.“

Michail Saakaschwili ist der Mann, der Georgien verändert hat. 2003 wurde er zum Helden der sogenannten Rosenrevolution. Auslöser waren Fälschungsvorwürfe bei der damals bevorstehenden Parlamentswahl. Georgien wurde das erste postsowjetische Land, in dem es nach friedlichen Protesten einen Machtwechsel gab. Mit großer Mehrheit wählten die Georgier Saakaschwili zu ihrem Präsidenten. Während seiner Amtszeit hat er es geschafft, Georgien von Korruption zu befreien und er hat Russland den Rücken gekehrt – sein politischer Kurs orientierte sich gen Westen. Doch sein Erfolg hielt nicht lange an, er verfiel in alte Muster: 2007 kam es zu Massenprotesten – die Vorwürfe: Justizwillkür und Vetternwirtschaft. 2008 dann der Georgienkrieg: Die negativen Auswirkungen wie Arbeitslosigkeit, Flüchtlinge im eigenen Land und nicht akzeptierte Grenzen sind bis heute noch zu spüren. Seine Partei verlor an Popularität, gegen Saakaschwili wird bis heute noch in Georgien ermittelt, sein Politikstil blieb nicht unbestraft.

2012 dann der Machtwechsel: Saakaschwilis Gegnerpartei „Georgischer Traum“ gewann die 7. Parlamentswahl mit klarer Mehrheit. Die Partei wurde vom Milliardär Bidsina Iwanischwili gegründet. Sein Vermögen von ca. 6,5 Milliarden US-Dollar entspricht etwa der Hälfte des georgischen Bruttoinlandsproduktes – er gilt als der reichste Mann Georgiens mit guten Beziehungen nach Russland. In der Hauptstadt fällt seine riesige Glasvilla direkt auf. Iwanischwili ist auch derjenige, der die frostigen Beziehungen zu Russland wieder verbessert hat. Nach dem Machtwechsel hat er sich relativ schnell wieder aus der Politik zurückgezogen. Jetzt wirkt er eher im Hintergrund. Umfragen zufolge wird es die Partei „Georgischer Traum“ bei den

bevorstehenden Wahlen schwer haben wieder mit klarer Mehrheit zu gewinnen. Georgier beklagen, dass die neue Regierung nichts verändert habe. Das Land sei nach Ansicht vieler Georgier ins Stocken geraten.

Dabei ist die Hoffnung, endlich ein vollwertiges Mitglied im westlichen Bündnis zu werden, nach wie vor groß. Laut Umfragen und Aussagen von georgischen Politikern in den Medien seien die meisten Georgier für einen EU- und Nato-Beitritt – die Rede ist von 70 bis 80 Prozent. Kein Wunder, dass Georgier mit allen Mitteln zeigen wollen, wie westlich sie sind.

Das beste prowestliche Beispiel ist die Public-Service-Hall – das wohl modernste Projekt. Es ist ein Gebäude, in dem die Bürger Georgiens alle staatlichen Dokumente an einem Ort besorgen können – man kann es auch gut als „modernes Behörden-Ufo“ bezeichnen – so sieht zu mindestens das weiße Gebäude von außen aus: Von innen wirkt die Halle wie ein Flughafen. Man wird von einer Servicekraft in weißem Hemd, schwarzer Hose und grünem Halstuch begrüßt. Direkt am Eingang stehen Fotoautomaten für Passfotos. Dokumente wie Geburtsurkunden, Reisepässe, Gesundheitszeugnisse und Grundstücksnachweise werden hier innerhalb von 30 Minuten bearbeitet und ausgehändigt. Einer der Initiatoren der modernen Behörde ist Giorgi Vashadze, er war in den 2000er Jahren Mitglied der Saakaschwili-Partei: „Georgien war früher ein Land mit viel Korruption. Wer zum Beispiel einen neuen Pass haben wollte, musste dem Beamten zum Beispiel 100 Dollar zu stecken – wir mussten das ändern. Wir haben unserem Land ein neues Image gegeben, eine neue Marke.“ Vashadze hat die Idee der Public-Service-Hall an Länder wie die Ukraine oder Aserbaidshjan verkauft. „Wir sind nicht nur das Land mit den Bergen, wir sind ein Land, das sich verändert hat, wir haben was Neues geschaffen.“ Wer es eilig hat, kann seinen Pass an einem Drive-In-Schalter abholen, wie bei einer Fast-Food-Kette. Wer es stattdessen gemütlich mag, besucht das Service-Café. Da werden die nötigen Dokumente mit dem Beamten bei einem Kaffee organisiert. „Ich habe keine Angst mehr in die Behörde zu gehen“, sagt ein älterer Gast. Mit diesem Projekt ist Georgien sogar weiter als Deutschland – an diesem Ort wird klar: Georgien geht mit Vollgas Richtung Westen.

4. Zwischen Hass und Liebe

Die Touristenführerin Ekra hat mich zum Friedensplatz geführt – der größte Kreisverkehr in Tiflis. In der Mitte steht eine goldene Statue des heiligen Georgs – der Drachentöter – Patron von Georgien: „Meine Oma nennt diesen Platz immer noch Leninplatz, so hieß er zu Zeiten der Sowjetunion. Ehrlich gesagt, hasse ich das. Wir leben in einer neuen Ära.“

Die neue Ära – also der prowestliche Kurs Georgiens – ist vor allem für junge Menschen in der Hauptstadt sehr wichtig. Viele versuchen in der EU zu studieren oder an einem Austauschprogramm teilzunehmen. Der georgische Staat organisiert zum Beispiel pro Jahr zehn US-Austausch-Aufenthalte für Schüler – das Programm ist heiß begehrt. Alumni sprechen bis heute stolz darüber. Sie haben neue Ideen in das Land gebracht, sagen sie. Eine davon ist die 24-jährige Nato. Nato, ein typischer georgischer Name, steht nicht im Zusammenhang mit dem internationalen Bündnis. Die 24-Jährige studiert internationale Politik. Die Entscheidung dafür viel nach dem Georgienkrieg 2008. Nato kommt nämlich aus Sugdidi, eine Stadt ganz nah an der Grenze zu Abchasien. Als Jugendliche hat sie damals den Krieg hautnah miterlebt: „Ich konnte damals die russischen Flugzeuge hören. Die haben kleine Dörfer in der Nähe der Grenze zu Abchasien zerbombt. Ich habe Schüsse und Explosionen gehört, das war beängstigend.“ Nato würde gerne im Außenministerium arbeiten, dort könne sie nämlich am besten den prowestlichen Kurs unterstützen: „Unsere Regierung hat eine gute Strategie gegen Russland, wir nähern uns immer mehr der EU und der Nato an. Wir versuchen quasi unsere Hausaufgaben zu machen, was die Integration mit dem Westen angeht.“ Wenn Nato über Russland spricht, bekommt sie rote Flecken am Hals. Redet sie über die Nato und die EU wirkt sie begeistert. Bei ihrer Familie kommt das nicht immer gut an, sagt sie: „Aber mich und meine Generation können die Alten nicht mehr beeinflussen. Wir sind viel rumgereist oder haben im Westen gelebt. Wir wissen für was die EU steht und wir wissen für was Russland steht. Russland ist für uns ein Eindringling, ein Besatzer, wir werden das nie akzeptieren.“ Mit dieser Einstellung steht Nato nicht alleine da. Als ich Jugendliche auf Russisch angesprochen habe, haben sie sich beleidigt gefühlt. Einige haben mich sogar ignoriert.

Die Touristenführerin Ekra beschwert sich, dass viele ältere Menschen eine falsche Vorstellung von Europa haben: „Leider wirkt die russische Propaganda ganz schön. Meine Oma guckt den ganzen Tag russisches Fernsehen, in vielen Bars läuft es im Hintergrund – dann heißt es: Wir Jugendlichen wollen nach ‚Gayropa‘.“ So wird das tolerante Kulturverständnis in Europa in vielen postsowjetischen Ländern schlecht geredet: „Die denken, wer nach Amsterdam reist, muss mit pinken Klamotten rumlaufen, das sei dort normal.“ Solche Klischees entstehen, weil viele ältere Menschen Europa nie gesehen haben. In einem Vorort von Tiflis habe ich bei einem Ausflug ältere Menschen im Park angesprochen. „Ich war noch nie in Europa, ich kenne nur die Sowjetunion und Russland. Ich spreche die russische Sprache und ich verstehe die russische Mentalität, wieso soll ich mich jetzt noch verändern?“

Neben der Nostalgie zur Sowjetunion und dem Einfluss der russischen Propaganda, kommt auch noch der Einfluss der georgischen Kirche dazu. Denn seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion stellt die orthodoxe Kirche die einflussreichste Institution der georgischen Gesellschaft dar. Medienberichten zu Folge spielt Religion für rund 80 Prozent der Georgier eine wichtige Rolle. Und das merkt man auch, wenn man durch das Land reist. Sobald Georgier eine Kirche sehen, bekreuzigen sie sich. Weibliche Touristen dürfen meistens nicht ohne Kopftuch in die Kirchen gehen. Es gibt überall Kirchen-Shops, viele haben ein Bild eines Heiligen im Portemonnaie kleben.

Wie viel politischen Einfluss die Kirche auf die Gesellschaft hat, wurde am 17. Mai 2013 deutlich – ein Datum, welches sich vor allem bei jungen Menschen in Georgien eingepreßt hat. Zum Internationalen Tag gegen Homophobie hat die orthodoxe Kirche zu Massenprotesten gegen eine angemeldete Demonstration von rund 100 LGBTI-Aktivist*innen mobil gemacht. Bis zu 20.000 Menschen haben die homosexuellen Aktivist*innen bespuckt, angeschrien und bedroht. Homosexualität ist in Georgien bis heute ein großes Tabuthema, ähnlich wie in Russland. Viele Homosexuelle haben Angst vor einem Verstoß durch die eigene Familie oder durch die Gesellschaft. Als 2014 das Antidiskriminierungsgesetz für die EU-Annäherung vereinbart wurde, hat die georgische orthodoxe Kirche großen Widerstand geleistet.

„Die Proteste 2013 haben sich wie eine Hexenjagd angefühlt. Seit dem ist der Mai der Protestmonat gegen Minderheiten“, sagt Levan Bernadize, Direktor der NGO „LGBT Georgia“. Der 25-Jährige wird bedroht und von seiner Familie verstoßen. Er schaut neidisch nach Europa: „Manchmal habe ich das Gefühl, dass die EU-Annäherung nur ein politisches Symbol gegen Russland ist. Die Menschen in der Gesellschaft sind einfach nicht bereit für die europäischen Werte.“ Bernadize geht es dabei nicht nur um Schwul*innenrechte, sondern zum Beispiel auch um Umweltbewusstsein und kulturellen Austausch. „Wir können nicht immer nur denken: Wir sind die fortschrittlichsten im Kaukasus. Wir brauchen eine bessere Infrastruktur, mehr Fahrradwege. Es gibt viel zu tun, damit das Leben hier besser wird.“

Levan Bernadizes Hoffnung für Veränderung ist die Visaliberalisierung. Sie besagt, dass Georgier für drei Monate in die EU einreisen dürfen – ohne Visum. Dafür hat Georgien in den letzten Jahren zahlreiche Reformen umgesetzt. Aber die Berichte von 2016 über georgische Diebesbanden in Deutschland haben dazu geführt, dass die Visaliberalisierung für Georgien verschoben wurde, obwohl alle Bedingungen erfüllt worden sind. Frank-Walter Steinmeier stellte bei seinem Georgien-Besuch im Juli 2016 in Aussicht, dass die Entscheidung für eine Visaliberalisierung noch vor den Parlamentswahlen am 8. Oktober 2016 fallen könnte. Derzeit berät das Europaparlament. „Die Leute müssen reisen, um zu verstehen, dass Europa mehr ist.

Viele haben die Vorstellung, dass alle Menschen in Europa reich sind“, so Bernadize. Genau dieses Denken, enttäuscht junge Menschen in Tiflis. Für sie ist Europa mehr als nur Geld. Für sie geht es vor allem um den Lebensstil der Europäer. Im Mai diesen Jahres, also 2016, wurde ein veganes Café im Zentrum von Tiflis von Ultranationalisten angegriffen. „Die haben Fleisch auf uns und auf das Essen der Menschen geworfen, es wurde rumgeschrien.“ Die Veganer mussten die Räumlichkeiten verlassen, jetzt entsteht dort ein georgisches Restaurant. Es wirbt mit Grillfleisch. Der 30-jährige Cruiz vom veganen Kiwi-Café hat das Gefühl, dass es in der Gesellschaft einen Kampf gegen alternative Lebensformen aus dem Westen gibt: „Die sagen immer: Schaut Euch diese Leute an, diese Frauen, diese Schwuchteln, die haben Piercings, tragen so bunte Kleidung – die hassen uns, weil wir anders sind. Junge, eher alternative Menschen sind hier russophob, sie hassen die Russen, wegen der ganzen politischen Situation.“

Die älteren Menschen in Tiflis, die ich getroffen habe, sind eher positiv auf die EU und auf die Nato zu sprechen: „Der Westen beschützt uns, ich wünsche meinen Enkeln, dass sie in einem sicheren Land leben werden. Wenn Du prorussische Stimmen hören willst, dann fahr nach Gori, dort ticken die Uhren anders. Wir Menschen aus Tiflis fahren ungern dort hin.“

5. Eine seltsame Begegnung mit Stalin

Auf dem Weg nach Gori, rund 80 Kilometer von der Hauptstadt Georgiens entfernt. In der U-Bahn, mit der ich zum Busbahnhof fahre, wird ein Mädchen von einer Gruppe älterer Menschen angepöbelt: „Ist das jetzt modern in Europa? Kann deine Oma nicht nähen oder warum hast du so viele Löcher in deiner Hose?“ Das Mädchen, um die 14 Jahre alt, versucht die Männer zu ignorieren, doch sie werden immer lauter. Sie wird knallrot und steigt bei nächster Gelegenheit aus. Dann fangen die Menschen an rumzuschreien: „Muss man euch jetzt auch noch erklären, warum man welche Klamotten trägt?! Ihr habt wohl nicht den Schuss gehört, oder? Fahrt doch nach Gori und lasst uns in Ruhe!“ Die Männer wurden still. Anscheinend muss in der Stadt wohl wirklich alles anders sein ...

Ich fahre über das Land, sehe viele Dörfer, ab und an stehen Kühe auf den Straßen und versperren den Weg. In meinem Bus sind fast nur ältere Menschen, der Fahrer ist um die 30 Jahre alt und hört russischen Hiphop. Der Bus bleibt vor einem Supermarkt stehen – ich musste wirklich dreimal hinschauen, um zu begreifen, dass es wirklich ist: Vor mir ein riesiges Bild von Stalin, am Eingang eines zweistöckigen Gebäudes. Hier werden Souvenirs verkauft. Gori ist nämlich der Geburtsort von Josef Wissarionowitsch Stalin.

„Er lebte, starb und geblieben ist dieses Museum. Und deswegen kommen die Menschen hier hin. Er war eine wichtige Person im 20. Jahrhundert, ob er gut oder schlecht war, das sollten wir nicht beurteilen.“ Reumi Sickoschwili, 50 Jahre alt, hat mich direkt angesprochen, als ich auf dem Museumsplatz angekommen bin. Er freut sich, dass viele Touristen in das Museum des wohl berühmtesten Georgiers kommen. Vor mir stellt sich eine Gruppe italienischer Touristen vor der Stalin-Statue auf, die direkt vor dem Museum steht. Sie lachen, machen ein Peace-Zeichen und posen für das perfekte Selfie. Ich bin verwirrt.

Die Statue vor dem Museum ist ziemlich umstritten. Zum einen, weil während der Herrschaft Stalins (1927-1953) viele Menschen ermordet wurden und zum anderen, weil während der Saakaschwili-Regierung Anfang der 2000er die Stalin-Statuen in den georgischen Städten entfernt wurden – als Teil der Anti-Russland-Politik. Die Statue stand nämlich vorher auf einem zentralen Platz in der Stadt. Damals haben die Menschen gegen den Abriss demonstriert und aus Protest wurde die Statue wenige Jahre später wieder aufgestellt, direkt vor dem Museum – viele Menschen in Gori würden sie gerne wieder auf dem alten Platz sehen.

Das ist aber nur die Spitze des Eisbergs. Im Museum gibt es Stalin überall: Stalin auf einem Teppich, Fotos von Stalins Mathelehrer, Stalin mit seiner ersten und zweiten Ehefrau, Stalin bei der Potsdamer Konferenz und Stalin auf T-Shirts, Postkarten und als Puppe – der Stalinkult geht in Gori weiter, ein befremdender Ort.

Es gibt viel Kritik an der Ausstellung, denn sie setzt sich nicht kritisch mit der stalinschen Säuberung auseinander. In der Museumsführung für Touristen wird die Verfolgung und Tötung unter der Herrschaft Stalins zwar erwähnt, aber in der Ausstellung selbst wird das Thema nicht behandelt. Viele Georgier wünschen sich, dass das Museum eine andere Funktion bekommen würde; es sollte eher als eine Bildungsstätte genutzt werden. Meine Übersetzerin war schockiert im Museum: „Ich bin das erste Mal hier, ich finde es heftig. Erst in den 90er Jahren haben sie angefangen in Georgien kritisch über Stalin zu reden. Wenn man die Ausstellung ändern würde, dann wäre es ein interessanter Ort und die Touristen würden nicht so blauäugig durch die Ausstellung gehen.“

Vor dem Museum sitzen viele alte Menschen im Park. Dort steht übrigens auch das Haus, in dem Stalin aufgewachsen ist. Er hat in armen Verhältnissen gelebt. Eine Museumsmitarbeiterin schließt die Türen für 2,50 Euro auf. Ein Bett aus Holz, ein kleiner Schreibtisch und eine Öllampe. Das Zimmer ca. 8 Quadratmeter groß.

Immer wieder gucken die alten Menschen dort hin. Stalin bleibt halt interessant. Gerne denkt man hier an die guten alten Zeiten in der Sowjetunion

zurück. Als ich in Gori zu Besuch war, war wohl mein Mikro das Interessanteste. Sarosh Szerwzadze, 56 Jahre alt, fängt an sich direkt zu beschweren: „Es gibt keine Arbeit, das Leben ist schwer, es gibt kein Geld.“ Grund sei die Strategie der georgischen Regierung: „Russland war und bleibt immer unser Nachbar, mit denen sollte man sich nicht anlegen.“ Szerwzadze glaubt daran, dass es Georgien besser gehen würde, wenn bessere Wirtschaftsbeziehungen zu Russland aufgebaut werden würden: „Russland ist ein großer Bazar für Georgien, ein guter Absatzmarkt für uns. Wir waren immer der exotische Staat in der Sowjetunion. Europa ist einfach schwierig, die kennen unsere Produkte nicht, Europa ist so weit weg.“

Zum Hintergrund muss man wissen, dass Moskau nach den Konflikten um die Regionen Südossetien und Abchasien ab 2006 den Import von georgischen Weinen, Spirituosen und Mineralwasser verboten hat. Offiziell hieß es, dass im Wein gefährliche Pestizide gefunden wurden – dahinter lag aber ein wirtschaftspolitischer Druck. So fiel der Weinexport zeitweise von 5 auf 1,5 Prozent. Erst 2013, also nach dem Machtwechsel mit der Partei „georgischer Traum“, wurde das Embargo aufgehoben. Der Weinexport erholte sich rasch. Erst dann kam es auch wieder zu einem leichten Aufschwung in Georgien. Gleichzeitig öffnete sich der EU-Markt, dafür mussten in vielen Branchen Standards eingeführt werden. Für die älteren Menschen nicht verständlich. „Wenn wir nach Armenien schauen, sehen wir, dass alles funktioniert. Die haben Eurasien. Wir versuchen es mit Europa, aber die wollen uns doch gar nicht.“ Eine ältere Dame kommt dazwischen und riss mir fast das Mikro aus der Hand: „Ich will Europa nicht, die Nato mag ich auch nicht. Lieber nicht. Wir waren ohne Nato, ohne Amerika, ohne Europa, alles war gut mit Russland.“ Sie bedauere nur den Krieg von 2008. Schuld daran war für sie Saakaschwili, er habe Georgien an den Westen verraten und bis jetzt sei nichts passiert.

In Gori ticken die Uhren wirklich anders. Die Menschen vor dem Stalin-Museum leben immer noch in einer „sowjetischen Blase“. Laut Umfragen des NDI (National Democratic Institute) wollen 27 Prozent der Georgier eine engere Anbindung an Russland. Das ist doppelt so viel wie im Jahr 2014. Ähnliches beobachtet auch Mikheil Benidze vom ISFED, das ist eine internationale Wahlbeobachtungsorganisation. „Ich glaube, im neuen Parlament wird mindestens eine russische Partei vertreten sein. Aber ich glaube nicht, dass ihre Stimme wirklich stark sein wird.“ Die Gründe dafür sind zum einen die russische Propaganda und zum anderen die langsame Anbindung an den Westen. Das führe zu Skepsis, so Benidze.

In der frühen Wahlkampfphase für die bevorstehenden Wahlen hat die prorussische Partei „Die Gemäßigten“ für Aufsehen mit ihrer TV-Werbekampagne gesorgt. Ihre Versprechen:

- Russische Rente für jeden Rentner
- Wir werden das Gesetz für die doppelte Staatsangehörigkeit einführen
- Wir machen russische Militärstationen legal
- Wir werden Georgien beschützen

Mikheil Benidze ist froh, dass diese Partei noch vor der heißen Phase ausgeschlossen wurde: „Offensichtlich hat diese Partei keinen offiziellen Repräsentanten. Das ist aber eine Voraussetzung, wenn man hier eine Partei für die Wahlen anmeldet. Und diese Partei hat nicht nur Geld aus dem georgischen Haushalt versprochen, was eine Partei durchaus machen kann, diese Partei hat Geld aus dem russischen Haushalt versprochen, das geht nicht! Es ist doch illegal, Geld aus dem Ausland einfließen zu lassen.“ Die anderen prorussischen Parteien seien mit ihren Aussagen gemäßiger und weniger radikal, sagt der Wahlbeobachter. Der Wahlkampf sei im Vergleich zu den vorherigen recht ruhig „Bei den letzten Wahlen 2012 gab es richtig große Probleme. Da gab es körperliche Auseinandersetzungen und Gewaltandrohungen.“ Im September 2016 setzen fast alle Parteien auf den prowestlichen Kurs und versprechen eine bessere wirtschaftliche Lage und mehr Arbeitsplätze. „Wir brauchen erst mal keine Angst vor zu großen russischen Einflüssen zu haben“, so der Wahlexperte.

6. Über Grenzen und Flüchtlinge im eigenen Land

Nicht weit von Gori liegt die nicht akzeptierte Grenze zu Südossetien. Staatsgrenze sagen die Russen, Georgier bevorzugen das Wort Okkupationslinie. Wer hier hin will, muss sich bei einem Checkpoint der georgischen Grenzpolizei melden. Es ist eine kleine Holzhütte, bemalt in Tarnfarben. Auf dem Dach ist eine riesige georgische Flagge gehisst. Passportkontrolle, die Taschen werden durchgecheckt. Für einen Besuch musste ich mich beim georgischen Verteidigungsministerium anmelden. Fotos von den Beamten durfte ich nicht machen.

Zusammen mit zwei Grenzpolizisten steige ich in einen Jeep. Der Beamte neben mir lässt sein Gewehr nicht los. Wir fahren sechs Kilometer weiter. Unterwegs sieht man nur Felder, ab und zu Tiere. Begrüßt werde ich von einem großen grünen Schild: „Attention! State Border! Passage is forbidden!“ Wir stehen im Dorf Khurvaleti. Das Dorf ist nach dem Georgienkrieg durch einen Stacheldraht geteilt worden. Auf der einen Seite leben die Einwohner in Georgien, auf der anderen Seite in Südossetien. In Südossetien spricht man jetzt Russisch und zahlt mit dem Rubel.

Am Stacheldraht steht David Vanishvili, 82 Jahre alt. Das Treffen mit dem Bauern scheint durch die georgischen Soldaten organisiert worden zu sein.

Vanishvili hat schon öfter mit westlichen Journalisten über seine Lage in Südossetien geredet. „Wie sollen wir diesen Konflikt lösen? Ich sehe da keine Chance, ehrlich gesagt. Meine Tochter kann ich nur am Zaun treffen. Oft fließen Tränen, wenn wir uns sehen. Manchmal müssen wir den russischen Soldaten sogar erklären, was wir hier machen, es ist eine Art Verhör.“ Von seinem Grundstück sieht er einen Friedhof, dort seien die Gräber seiner Eltern: „Das ist das doppelte Leid. Meine ganze Familie ist in einem Dorf zerstreut.“ Außerdem sagte er mir, dass die russischen Soldaten in der Nähe des Stacheldrahtes eine Kamera aufgestellt haben. Nicht weit weg vom Dorf Khurvaleti stünde eine russische Militärstation. Der Zaun stehe hier seit 2010. Vanishvili betonte immer wieder: „Hier hat sich aber noch nichts bewegt.“ Damit meint er die Verschiebung der Grenzen. Die georgische Verteidigungsministerin Chidascheli sagte bereits in mehreren Interviews, dass die Grenzen von Südossetien in Richtung Georgien wandern. Georgien wirft Russland damit eine schleichende Annexion vor. Dass es solche Verschiebungen gibt, bestätigen auch EU-Beobachter, die in Georgien seit dem August Krieg im Jahr 2008 stationiert sind. Sie haben aber keinen Zutritt zu den abtrünnigen Regionen Abchasien und Südossetien.

Georgien ist überschattet von einem eingefrorenen Konflikt. Ein Fünftel des Landes ist seit dem Georgienkrieg 2008 de facto von Russland besetzt. Die abtrünnigen Regionen Abchasien und Südossetien werden nur von Russland, Nicaragua, Venezuela und Nauru akzeptiert. Genau diese geopolitischen Probleme sind die Ursache dafür, dass die Integration in den Westen nur schleppend voran geht. Ähnliche Strategien sind derzeit in der Ukraine zu beobachten.

In Georgien leiden nicht nur die Menschen in den geteilten Dörfern unter den Folgen des Krieges, sondern auch Hunderttausende Binnenflüchtlinge, also Flüchtlinge im eigenen Land. Im August 2008 haben sie ihre Dörfer in Abchasien und Südossetien verlassen und sind in die Großstädte Georgiens geflüchtet. Damals war man dort nicht auf die große Anzahl an Flüchtlingen vorbereitet – Hotels und Krankenhäuser waren vielerorts überfüllt. In der Stadt Kutaisi leben noch heute viele Flüchtlinge in ehemaligen Sanatorien. Als Lösung wurden Anfang 2009 von der georgischen Regierung Flüchtlingscamps aufgebaut.

Eines der größten Camps heißt Tserovani, es ist nicht weit weg von der Hauptstadt Tiflis. Von der Autobahn in Richtung Westen erkennt man ein Meer aus roten Wellblechdächern. Das Camp besteht aus mehreren kleinen Einzelhäusern, dazwischen stehen meistens Maisfelder oder Kartoffeläcker. Einige verkaufen das Gemüse, andere nutzen es für sich selbst. Es gibt eine Schule, einen Supermarkt und eine Kirche. Die Flüchtlinge zahlen nur die

Kosten für Gas und Strom. Das Haus wurde von der georgischen Regierung zur Verfügung gestellt.

Eine Dorfbewohnerin, die für ein Interview bereit war, heißt Nona, sie ist 25 Jahre alt. Die Georgierin ist nach dem Krieg aus dem Dorf Akhalgori geflüchtet, das jetzt in Südossetien liegt. Ihr Vater lebt noch auf der anderen Seite. Das georgische Gesetz über die besetzten Gebiete untersagt den Reiseverkehr und wirtschaftliche Aktivitäten in den abtrünnigen Regionen Abchasien und Südossetien. Nona ist aber eine der wenigen, die eine Ausnahme bekommen hat, weil ihr kranker Vater dort lebt. „Ich bin immer nervös und ängstlich, wenn ich in mein Dorf zurückfahre. Nur ich und mein Sohn dürfen da hin, mein Mann nicht. Wäre das nicht der Ort, wo ich geboren bin, wo ich gelebt habe, wo meine Familie noch ist, dann würde ich glaube ich nicht mehr hinfahren. Ich finde es immer gefährlich, dort hinzufahren.“

Neben dem emotionalen Druck, spürt Nona auch den wirtschaftlichen. In Georgien liegt das Durchschnittseinkommen bei ca. 250 Euro. Die Durchschnittsrente bei etwa 150 Euro. Viele Menschen sind arbeitslos und leben an der Armutsgrenze, ein Großteil davon sind die Binnen-Flüchtlinge. Nona geht es ähnlich, sie möchte weder über Details noch über ihre Zukunftsaussichten sprechen. Nach dem Interview wirkt sie erschöpft.

In Kutaissi versucht die NGO „AIC – Abkhazintercont“ den Flüchtlingen aus Abchasien zu helfen. Die Stadt liegt rund 60 Kilometer von der nicht akzeptierten Grenze entfernt. Seit 1997 engagieren sich Menschen, die selber Abchasien verlassen haben, für die neuen Binnenflüchtlinge aus der abtrünnigen Region. Denn schon in den 90er-Jahren haben viele Menschen Abchasien verlassen. Ein großer Zustrom war in der Zeit von 1992 bis 1993.

Archil Elbakidze ist einer der Gründerväter der NGO „AIC“: „Wir wollen, dass sich die Menschen besser in die georgische Gesellschaft integrieren können. Dafür veranstalten wir zum Beispiel in den Städten Nachbarschaftsfeste, damit es zum echten Austausch kommt – zum Glück gibt es keine Sprachbarrieren.“ Die NGO unterstützt die Flüchtlinge auch dabei Arbeit und finanzielle Stabilität zu finden. Denn viele Flüchtlinge kamen in das Landesinnere ohne Wertsachen. Für sie ist es immer noch schwer eine Arbeit zu finden. In Workshops klärt die Organisation darüber auf, wie man kleine Bauernhöfe aufbauen kann – also solche, die sich auch teilweise in den Flüchtlingscamps befinden. „Die Agrarwirtschaft ist ein wichtiger Faktor für die Flüchtlinge. Viele finden nur hier Arbeit. Und gerade ältere Menschen haben in diesem Bereich viel Erfahrung.“

Archil Elbakidze hat viel Kontakt nach Abchasien und ist besorgt über die Entwicklung in der abtrünnigen Region. Denn Abchasien plant für das Jahr 2017 ein Referendum. Es geht um einen Beitritt in die russische Föderation. Seit dem läuft die Propaganda-Maschine im Dauerbetrieb, meint Elba-

kidze: „Ich habe viele Kontakte in der Binnenflüchtlings-Community. Die Menschen in Abchasien hassen Georgien. Oft wird die Annäherung an den Westen kritisiert. Manche Aussagen sind echt krass.“ Er versucht über soziale Medien einen Dialog aufzubauen. Das sei die einzige Verbindung zwischen den Menschen, die heutzutage noch möglich ist. Die NGO wünscht sich mehr Unterstützung für die Dialoge, aber durch die starke Ablehnung aus Abchasien wird es immer schwieriger. Eine Lösung scheint weit entfernt zu sein.

7. Zwischen Sehnsucht und Widerstand – Zu Besuch in „Europas“ höchsten Dörfern

Um das echte und noch unberührte Georgien kennenzulernen, habe ich mich auf den Weg in die Region Swanetien gemacht. Sie liegt im Nordwesten des Landes – am Rande des großen Kaukasus⁷. Die Bergdörfer in dieser Region gehören zum Weltkulturerbe der UNESCO und schon die alten Griechen und Römer haben in ihren Aufzeichnungen von dieser besonderen Gegend gesprochen. Noch vor einigen Jahren war es sehr schwer diese Region zu erreichen – Infrastruktur war kaum vorhanden. Deshalb haben mir auch viele Georgier davon abgeraten in diese Gegend zu fahren. Für Einige ist es die unbekannte Seite des eigenen Landes. Aber heute fliegen schon drei Mal die Woche Flugzeuge von Tiflis nach Mestia, die Hauptstadt Swanetiens. In den nächsten Jahren wird sich hier wohl Einiges verändern.

Ich habe mich entschieden, wie die Einheimischen zu reisen – mit einer Maschrutka: Ein alter klappriger Minivan, der bis obenhin vollgepackt mit Lebensmitteln und Geschenken für die Dorfbewohner war. Einer der Mitfahrer war der 33-jährige Vadim. Ein großer und muskulöser Mann, der bei der ersten Begegnung einschüchternd wirkte. Aber während der 14 stündigen Fahrt in die Berge ist Vadim aufgetaut und so konnte ich in die swanische Kultur eintauchen:

„Der erste Chacha (georgischer Schnaps) ist für unsere Begegnung, der zweite dafür, dass ich meine Familie endlich wiedersehe und der dritte auf Swanetien, meine Heimat!“ Vadim hat ein regelrechtes Fest in der Maschrutka gefeiert. Der Georgier hat sein Land nämlich nach dem Krieg im Jahr 2008 verlassen, er sah keine Hoffnung mehr und ist nach Polen ausgewandert. Vadim hat dort einen Job in der Autoindustrie gefunden – ein Glück für mich, wir konnten uns auf Polnisch unterhalten: „Meine Familie habe ich über die Jahre nur über Skype gesehen. Von meinem ersten Gehalt habe ich ihnen einen Laptop gekauft. Einmal die Woche setzen sie sich in das Touristencafé von Mestia und reden mit mir. Zu Hause haben sie noch

kein Wifi. Jetzt kann ich sie nach langer Zeit wieder umarmen.“ Vadim bestand darauf, alle zwei Stunden einen Halt zu machen. Für alle Fahrgäste gab es Eis, Getränke, Brot und Kuchen. Sobald man aus dem Fenster nur noch die Berge gesehen hat – und der Chacha seine Wirkung gezeigt hat –, hat sich Vadim nach vorne zum Fahrer gesetzt. Lautstark hat er angefangen einheimische Lieder zu singen – es wurde still im Bus ... ein Hauch von Melancholie lag in der Luft. Aus den Fenstern sah man einen klaren See, umgeben von grünen Bergen, ab und zu der Geruch von verbranntem Holz, die Sonne hat das Gesicht erhitzt: „Unsere Lieder handeln von Einsamkeit, dem Tod und von Traurigkeit. Wir sind ein eigenartiges Volk für viele. Aber hinter der kalten Fassade verbirgt sich ein warmes Herz.“

Und das merkt man direkt, wenn man in Mestia ankommt. Vadim wurde von ca. zehn Menschen begrüßt, es fließen Tränen, die letzten Fahrgäste mussten nochmal einen Schnaps trinken. Ich wurde direkt von Salome abgefangen, eine 45-jährige Verkäuferin, die ihren Laden direkt auf dem Platz hat, wo dreimal am Tag die Busse ankommen – sie hat das Dorf immer im Blick: „Wo willst du hin? Ich kenne jeden, sei mein Freund, dann bin ich dein Freund.“ Salome führte mich zu meiner Unterkunft, vorbei an Kühen, Schweinen und Brunnen – ich habe nämlich auf einem Bauernhof gelebt. Das alles entsprach auch meinen Erwartungen, aber Mestia hat zwei Seiten.

Denn auf der Hauptstraße, wo die Busse ankommen, sieht alles perfekt aus: Die Straßen aus Asphalt, es gibt Straßenbeleuchtungen. Rechts am Stadteingang eine moderne Polizeistation, auch hier eine kleine Public-Service-Hall wie in Tiflis und ein kleiner Park, wo sich die Cafés befinden. Alles ist beschildert – in Englisch und Georgisch. „Mein Laden steht im neuen Mestia – die schöne Welt, sagen wir. Die Europäer haben hier Geld reingestopft, Mestia hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Und jetzt kommen die Leute auch.“ Salome hat mich begleitet, weil sie wusste, wer ich bin und was mich erwartet: Auf dem Bauernhof wurde nämlich ein georgischer Geburtstag gefeiert.

Ich durfte an einer „Supra“ teilnehmen, ein traditionelles georgisches Essen. Salome ist in das rechte Zimmer gegangen, dort saßen die Frauen. Ich saß bei den Männern, sie konnten nur einige russische Wörter, sie hatten anscheinend schon viel getrunken. Auf dem Tisch verschiedene Salate mit Nüssen, Auberginen und Tomaten. Es gab eine Hühnersuppe, selbstgemachtes Brot, gefüllt mit Fleisch und drei verschiedene Kuchen. Die Männer wollten wissen, wie es in Europa ist. „Wir haben eine große Sehnsucht nach Europa. Vor ein paar Jahren war alles so weit entfernt für uns. Die Touristen haben uns eine neue Welt eröffnet. Und das alles war nur möglich durch Saakaschwili. Er hat uns Menschen in den Bergen eine neue Perspektive gegeben.“ Die Gastgeber Marta und Giori haben sich gefreut, dass sie mir ihre

Kultur zeigen konnten: „Wir Swanen sind eigentlich sehr dickköpfig, nicht offen für andere Kulturen. Einige belächeln uns im Dorf, weil wir Geld mit den Touristen verdienen, aber das ist die Zukunft. Wir lernen von Euch und wir haben dann Geld für den Winter. Viele haben Angst, dass unsere Tradition kaputt geht, aber Du siehst: Unser Leben geht weiter, immer weiter.“ Es wurde bis vier Uhr morgens gefeiert und vor allem gegessen. Jeder Supra-Teilnehmer musste der Runde etwas für die Zukunft wünschen. Ich wünschte den Teilnehmern viel Gesundheit. Meine Gastgeber wünschten allen ein modernes und sicheres Swanetien.

Ist der „Westen“ für die Swanen nur das Geschäft mit den Touristen? Eine Entdeckungstour in einem Dorf, ca. fünf Kilometer von Mestia entfernt. Um dieses Dorf zu erreichen, musste ich eine wackelige Holzbrücke überqueren. Unter mir ein wilder Fluss, ich konnte Fische sehen. Die Straßen waren voll mit Kühen. Die Dorfbewohner fragten mich, ob ich mich verirrt habe. Mit den Touristen haben sie selten Kontakt: „Die leben im neuen Mestia, bei uns ticken die Uhren noch anders.“ Sie erzählten mir von der Veränderung:

Während der Saakaschwili-Regierung wurden Investoren für Mestia gesucht, um aus dem Ort einen alljährlichen Touristenhotspot zu machen. Schweizer, Deutsche und auch Georgier haben die Stadt renoviert. Am Rande wurde ein Skilift aufgebaut. Man kann sehen wie Strommasten aufgebaut werden. Ab 2018 soll die erste Wintersaison losgehen. „Früher war Swanetien ein Wanderziel für die Russen und für Ukrainer, jetzt kommen sie alle aus Europa.“ Die 62-jährige Gino kommt dazu, sie backt für die Touristen in Mestia das traditionelle Brot. Ihr Enkel bringt es mit dem Fahrrad in die Guesthouses: „Es ist super, früher musste ich von 300 Lari (150 Euro) Rente leben, jetzt kommen die Touristen und ich kann fast 1.000 Lari (500 Euro) dazuverdienen, das ist toll. Ich lerne sogar Sprachen, vorher konnte ich kein Wort Englisch, für mich öffnet sich die Welt.“ Bei dem Wort „Englisch“ zuckt die andere Frau zusammen: „Na, diese Touristen will ich nicht, früher war alles besser. EU, Nato, das passt alles nicht zu uns, ich komme mit der Entwicklung nicht mit. Früher waren nur wir hier. Jetzt hängen hier die Flagge von Georgien und die Flagge der EU.“

Ich tauche weiter ab, nach Ushguli, eines der höchsten Dörfer „Europas“ – die Fahrt nach Ushguli dauert drei Stunden. Autos bleiben meistens auf der Straße stecken, weil der Regen die Schlamm-Straßen noch weicher macht. Eigentlich wollte ich nur eine Nacht da bleiben, aber der Sturm wurde so stark, dass eine Rückfahrt nicht möglich war. Ich musste bleiben und habe bei Natia im Guesthouse gewohnt. 62 Jahre, tiefe Stimme, ihre Finger leicht dreckig. Ihr Kreuz‘ breiter als meins. Ganz stolz zeigt sie mir ihre Hütte: „Wir haben ausgebaut, ganz nach dem Vorbild in Mestia. Bald kommen hier

auch alle Touristen hin. Ich hab mich vorbereitet. Mein Sohn sagte, ich muss das machen.“ Natia ist in Ushguli geboren und hat Swanetien nie wirklich verlassen. Mestia ist für sie schon Chaos pur. Sie mag die Ruhe. „Wir leben von der Natur, ich zeig dir, wie das funktioniert, so etwas habt ihr nicht in Europa.“ Fürs warme Wasser musste ich Holz hacken und für die Milch im Kaffee die Kühe melken. Nachts musste ich mit drei Decken schlafen. „Viele Touristen wollen hohe Standards, aber das kann ich mir noch nicht leisten und das passt auch nicht hier hin.“

Für Europa interessiert sich Natia kaum, viel lieber erzählt sie von den alten Schlachten in Swanetien, von Lawinen und wie sie ihre Pferde in den Bergen wieder findet. Ist für sie Ushguli das höchste Dorf in Europa? „Eigentlich nicht. Ich kann Dir nicht klar sagen, ob wir in Asien oder in Europa liegen. Wir sind eine Kaukasus-Nation, irgendwo dazwischen, so war schon immer unsere Geschichte und so wird unsere Geschichte auch immer bleiben.“ Dann schaut sie kurz aus dem Fenster: „Und Du siehst ja, was passiert ist, man lässt uns nie entscheiden. Wir werden immer zwischen den Welten stehen. Und ich hab den besten Ort gewählt. Hier ist Politik egal. Hier ist es nur interessant, wann es regnet und wann die beste Zeit ist, die Tiere zu schlachten.“

Ihr Sohn ist nach Tiflis gezogen, das akzeptiert sie. Als polnische Touristen aber mal versucht haben, ihren Neffen zu überreden in Europa zu studieren, wurde sie wütend: „Wir gehören nicht nach Europa. Wir gehören nicht nach Russland, wir sind Swanen und müssen hier bleiben und uns in Georgien für unsere Kultur einsetzen.“ Ihr Nachbar hat Ushguli verlassen, das hat sie nicht verstanden. Vor zwei Jahren kam er wieder und renovierte sein Grundstück, siegessicher schaut sie auf das Grundstück: „Er hat verstanden, dass man mit der Tradition Geld verdienen kann.“ Genauso Natias Sohn. Er bringt vor allem Georgier in sein Heimatdorf. Dafür organisiert er Touren von Tiflis aus: „In fünf Jahren wird es hier genauso sein wie in Mestia und das muss auch so sein. Wir jungen Menschen sind in die Städte gegangen oder ins Ausland. Wir können nicht mehr nur vom Vieh und von der Bergluft leben. Meine Eltern und viele Dorfbewohner sind bereit für eine leichte Veränderung. Aber die Tradition bleibt, wir werden weiterhin unsere Lieder singen und nur Naturprodukte essen. Ohne den Westen geht es nicht mehr, das gilt auch für Ushguli.“

8. Über den Bezug zu Europa und wenn es zu westlich wird

Der Besuch in den Bergen hat mir deutlich gemacht, dass viele Menschen in Georgien den Tourismus als neue Chance im Land sehen. So kommt es ih-

rer Ansicht nach zu einem Austausch mit Europäern. Es gibt mehr Arbeitsplätze und die Städte werden modern.

Ex-Präsident Saakaschwili hat es in der Stadt Signahgi vorgemacht. Sie liegt im Osten des Landes, in Kachetien. In der besagten Stadt wurde innerhalb von wenigen Monaten eine Infrastruktur aufgebaut und die Häuser renoviert, ähnlich wie in Mestia. „Nach diesem Prinzip haben sich alle Städte in Georgien entwickelt, wir nennen es die Signahgisierung, überall der gleiche Stil: Pastellfarben, kitschige Balkone wie in Italien, ein paar Skulpturen auf der Straße und so sieht dann das europäische Georgien aus“, sagt Nati Akhalashvili, Kulturjournalistin in Georgien. Nati fällt auf: Sie hat blaue Haare, einen rosa Schal um den Hals und trägt eine grüne Hose: „Man könnte denken, ich gehöre auch zum Veränderungsprozess.“ Für ihr Outfit muss Nati oft abfällige Sprüche einkassieren: „Ich gelte für viele als bunter Vogel, weil ich viel durch Europa gereist bin. Wir können auch bunt sein, wieso nicht?“

Die Kulturjournalistin hat mir ihre Heimatstadt Mhtskehta gezeigt, die ehemalige Hauptstadt von Georgien: „Als ich hier noch gewohnt habe, gab es keine Bürgersteige. Es sieht schick aus, aber das ist nur die Fassade. Von innen sehen viele Häuser noch wie in den 80er-Jahren aus. Der einzige Unterschied: Jetzt haben alle Strom, aber das auch erst seit Ende der 90er-Jahre.“ Nati freut sich über den georgischen Weg gen Westen, aber sie merkt, dass an vielen Stellen versucht wird, krampfhaft einen europäischen Bezug herzustellen: „Bei uns ging es hier früher nur um Wein und um die georgische Kirche. Wir waren verschlossen, gerade was den Glauben angeht. Jetzt sagen viele ganz stolz und laut: Wir waren einer der ersten Staaten, die das Christentum als Staatsreligion angenommen hat. Für viele ist das Christentum europäisch, d.h. in deren Augen gehören wir auch dahin. Eine komische Interpretation.“

Denn so europäisch ist die Geschichte gar nicht: Die Christin Nino floh aus der anatolischen Sklaverei und wanderte nach Georgien aus, in die ehemalige Hauptstadt Mhtskehta. Dort hatte sie den Ruf einer Heilerin, weil sie ein krankes Kind durch Gebete wieder gesund machen konnte. Nino war für ihr Kreuz aus Weinreben bekannt. Als die kranke Königin Nana davon erfuhr, wollte sie sich auch von der Christin heilen lassen. Nino überzeugte: König Mirian hat ungefähr im Jahr 330 das Christentum zur georgischen Staatsreligion erklärt.

Ein anderer Versuch in Georgien den Bezug zu Europa zu erklären, wurde in diesem Jahr mit der Goethe-Medaille in Weimar ausgezeichnet. David Lordkipanidze, Leiter des Nationalen Museums Georgiens, wurde weltbekannt durch den Fund von homininen Fossilien in Dmanissi. Demnach wurden in Georgien die ältesten Fossilien außerhalb von Afrika gefunden. Sie

sind um die 1,8 Millionen Jahre alt. Diese Entdeckung habe das bisherige Wissen über die frühe menschliche Entwicklung und Migration revolutioniert, sagte Lordkipanidze bei der Preisverleihung in Deutschland. Laut einem Bericht des Deutschlandfunks habe Lordkipanidze die Entdeckung der Fossilien auch in einen politischen Zusammenhang gesetzt. „Ich habe vielmal die Frage gestellt bekommen, warum Georgien nach Europa will. Aber Georgien war schon da, seit dem Hellenismus! Wir waren schon ein europäisches Land.“

Genau solche Aussagen motivieren viele Georgier daran zu glauben, dass sie bald in die europäische Welt integriert sind. Der gleichzeitige Modernisierungsprozess der Städte und der Touristenzustrom sind wichtige wirtschaftliche Ankurbelungen und Hoffnungsträger für die Georgier. Deshalb noch mal einen Ausblick auf die wohl größte Auswirkung der sogenannten „Signahisierung“. Es geht in das „Las Vegas vom Schwarzen Meer“, nach Batumi, der Hafenstadt im Westen von Georgien, hier spürt man den Boom des Landes:

Nach europäischem Vorbild gibt es rot markierte Fahrradwege, es gibt eine moderne Strandpromenade und viele Autofahrer akzeptieren hier sogar die Zebrastreifen. Auffällig sind die Wolkenkratzer in der Stadt: Hotel Kempinski, Radisson Blue und Sheraton gelten als Wahrzeichen von Batumi und werden so auch in manchen Reiseführern erwähnt. „Batumi ist für mich eine Traum-Stadt“, sagt eine georgische Touristin. „Der beste Urlaubsort für mich und meine Familie.“ Batumi ist die Vorzeige-Stadt in Sachen Tourismus und deshalb großer Magnet für die Gäste aus dem Ausland: Im letzten Jahr kamen schon fast sechs Millionen Touristen nach Georgien. Zum Vergleich: 2010 waren es noch fast zwei Millionen. Für das Jahr 2016 werden ca. 6,5 Millionen Touristen erwartet, die meisten in Batumi. Der Tourismus in Georgien macht mittlerweile rund sieben Prozent des Bruttoinlandsprodukts aus. Im nächsten Jahr wird wohl der Zustrom aus Deutschland größer, weil die Billig-Airline „Wizzair“ ab Herbst 2016 Flüge zwischen Dortmund oder Berlin nach Kutaissi anbietet. Es gibt schon Flüge ab 20 Euro. Bisher waren solche Flüge nur aus Polen oder Ungarn möglich.

Nach Batumi kommen bis jetzt vor allem die Touristen aus der Türkei. Deshalb gibt es auch eine ganz große und leuchtende Straße. Hier befinden sich die Casinos, denn die sind in der Türkei verboten. Das Geschäft mit den Türken läuft so gut, dass manche Restaurants auch nur eine türkische Speisekarte führen. Für die Touristen aus dem Nachbarland wurde alles angepasst. „Das ist ein Grund, warum ich nicht mehr nach Batumi reise“, sagt Nino, 24 Jahre alt, sie kommt aus Tiflis. „Eine Woche Urlaub in der Türkei ist für mich als Georgierin billiger als Urlaub im eigenen Land. In Batumi ist alles nur eine heile Welt.“

Für mich ist man hier in Sachen Modernisierung einen Schritt zu weit gegangen. Die Stadt wirkt wie aus Plastik, sie hat kaum etwas mit dem Georgien zu tun, das ich in den letzten Tagen kennengelernt habe. Für viele Georgier geht hier ein Traum in Erfüllung – für mich ist Batumi surreal ... und Ähnliches kann man jetzt auch in der Hauptstadt Tiflis sehen. Ende September wurde die herausgeputzte David Aghmashenebeli Avenue eröffnet. Eine Seitenstraße weiter leben die Menschen aber noch in den grauen Häusern, die durch chaotische Innenhöfe verbunden sind. Hier hängen noch die Weinreben vom Balkon. Auf der neuen „prowestlichen Superstraße“ gibt es keine Pflanzen, nur noch Lichterketten.

9. Die Sache mit dem Wein und dem EU-Export

Der georgische Wein ist über 8.000 Jahre alt. Sein Geheimnis ist die Herstellung unter der Erde und seit dem Ende des Georgienkrieges von 2008 versuchen einige Winzer den Wein wieder zum Exportschlager zu machen. Denn der Weinhandel hat unter dem langjährigen Embargo durch den Konflikt und Krieg mit Russland stark gelitten. Im Jahr 2012 war der größte Absatzmarkt die Ukraine. Doch durch die Unruhen dort ist der Handel auch nicht mehr sicher. Der Export ist zurückgegangen. (2012: 11 Millionen Weinflaschen Export in die Ukraine; 2015: 3,4 Millionen Weinflaschen Export in die Ukraine) Mit neuen Ansätzen will man also neue Märkte für sich gewinnen.

Zwischen Tradition und Zukunft, ein Besuch im Weinmuseum Georgiens. Es befindet sich in Kachetien, im Westen des Landes. Dort ist auch die berühmte Weinstraße Georgiens. Überall sieht man Felder voll mit Weinreben. Im Herbst glänzen die ersten gelben und roten Blätter in der Sonne. Man fährt an kleinen Dörfern vorbei. In der Luft der Geruch von Rotwein und Grillfleisch. Die Menschen wirken alle glücklich. Ob es am Wein liegt? Oder an den Perspektiven für die Region?

„Heu Heu Heu, woou, woou“, im Hintergrund Gitarren, Geschrei und betrunkene Frauen und Männer. Das ist kein besonderes Fest, sondern eine alltägliche Weinverkostung im Qujevri und Qujevri Museum, es liegt im Dorf Napareuli. Drei bis vier Frauen aus Lettland zertreten Trauben mit ihren Füßen und trinken dabei Wein. Die entstandene Flüssigkeit fließt durch eine Rinne in einen Tonkrug ab, der im Boden eingelassen und dann festgesetzt wurde. „Das ist Qujevri, die älteste Form Wein herzustellen. Wir sammeln den Saft und in einigen Tagen wird in dem Tonkrug daraus Rotwein“, sagt die Museumsführerin Eka Lamazoshvili. Die Fruchtreste, die übrigbleiben, nimmt Eka mit in einen anderen Keller. Er ist dunkel und wird nur mit Ker-

zen erleuchtet. Hier werden die Früchte in einem Kamin erhitzt – daneben ein Destillationsgerät: „Und so entsteht dann unser Chacha, wir benutzen alles wieder. Wir nennen das Tradition, ihr nennt das Bio-Wein in Europa.“

Draußen auf dem Gelände sieht man viele Schläuche herumliegen. Hier werden literweise Wein aus den Qujevri Krügen ausgepumpt. Manche Weingüter produzieren bis zu 10 Tonnen Wein im Jahr. Es gibt über 500 verschiedene Weinsorten in Georgien. Die berühmtesten Sorten sind Saperavi (Rotwein) und Rkatsiteli (Weißwein). „Schon als ich klein war, habe ich bei der Weinernte mitgeholfen. Fast jede Familie in Kachetien hat so um die vier Qujevri zu Hause und erstellt ihren eigenen Wein. Man versucht ihn zu verkaufen oder trinkt ihn zu besonderen Anlässen.“ Im Museum wird erklärt, wie die Tonkrüge produziert werden, wie sie in die Erde gelangen und welche Weinstufe nach wie vielen Tagen erreicht wird. „Diese Tradition wird von Familie zu Familie in Kachetien weitergegeben.“ Das Qujevri Museum mit eigener Weinproduktion ist nicht nur stolz auf die Tradition, sondern auch auf deren Absatzmarkt: „Unser Wein wird in Russland, Tschechien, Lettland, Litauen, Estland, Frankreich, Großbritannien, China und Deutschland getrunken.“

2015 wurden nach Angaben des georgischen Landwirtschaftsministeriums insgesamt 4,4 Millionen Flaschen Wein aus Georgien in die EU exportiert und 2,7 Millionen Flaschen nach China. Beide Märkte sind eine große Chance für die Winzer. Dafür mussten sie aber Einiges verändern. 2002 wurden in Georgien rechtliche Rahmenbedingungen für einen kontrollierten Weinbau formuliert, um den Verkauf in die neuen Absatzmärkte zu ermöglichen. Es wurden Alternativen zu Russland gesucht. 2014 war der Export nach Russland nach der Aufhebung des Embargos zwar wieder hoch, er lag bei 37,6 Millionen Weinflaschen. Ein Jahr später sank der Export auf 18,3 Millionen Weinflaschen. Ein Grund dafür ist die schlechte wirtschaftliche Entwicklung Russlands seit dem Ukraine-Konflikt.

Viele Winzer in Kachetien schauen neidisch auf das Qujevri-Museum, wie zum Beispiel der Bauer Giorgi. Er produziert seinen Wein zu Hause und versucht ihn dann auf dem Wochenmarkt zu verkaufen: „Wir können uns so eine moderne Weinproduktion nicht leisten. Ich presse noch alles mit der Hand. Die haben Maschinen. Die EU fordert Marketing, Flaschen mit Etiketten und ich füll meinen Wein einfach in Plastikflaschen ab. So war das hier Gang und Gäbe.“

Lasha Inauri, der Leiter der Europa-Integration-Abteilung im Landwirtschaftsministerium von Georgien schaut eher optimistisch auf die Entwicklung: „Uns ist klar, dass nicht jeder Bauer auf hohem Niveau Wein produzieren kann. Es wird Unterschiede geben. Die einen produzieren Wein für das Ausland, die anderen für Georgien.“ Um den Bauern zu helfen, arbeitet das

Ministerium mit Hilfsorganisationen aus dem Ausland an Verbesserungsplänen. Das deutsche Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung hat in den 2000er-Jahren beim Aufbau eines Weinqualitätssystems geholfen. So wurde mithilfe der GIZ ein Weinlabor in Georgien aufgebaut. Seit 2006 werden dort georgische Weine auf EU-Standards kontrolliert. „In einem weiteren Schritt versuchen wir ein Bauern-Netzwerk aufzubauen. Es sollen georgische Kooperationen entstehen, damit alle etwas vom neuen Absatzmarkt haben. Das Wichtigste ist, dass es um Qualität geht, Quantität zählt nicht mehr.“

Die georgische Tradition soll laut Inauri auf keinen Fall untergehen: „Viele haben Angst davor, ich weiß. Aber wir wollen nicht einfach ‚copy and paste‘ machen. Das bringt nichts, unser Wein soll ja auch etwas Besonderes bleiben. Wir müssen uns an Auflagen halten und schnell reagieren, wenn neue Standards gefordert werden.“ Bis jetzt gebe es rund 128 Regeln für die Qualitätsherstellung von Essen in Georgien. In den nächsten Jahren sollen weitere dazu kommen. Nach jetzigem Stand sollen es knapp 300 Regeln werden. „Der EU-Absatzmarkt ist uns wichtig. Die Russen haben uns gezeigt, wie einfach sie uns mit Sanktionen bestrafen können. Auf die können wir uns einfach nicht mehr verlassen. Die EU ist auch sehr groß, sie wirkt vertrauenswürdig. Das ist für uns ein guter Handelspartner.“ Und auch nach China schaut man optimistisch. Im September 2016 wurde georgischer Wein dort mit Gold ausgezeichnet. Bald sollen auch die Touristen von dort nach Georgien kommen.

Neben dem Wein versuchen die Bauern auch Honig auf den EU-Markt zu bringen. Bis jetzt wurden schon 5.000 Tonnen nach EU-Standard hergestellt, es müssen aber durchaus mehr werden. „Wir warten derzeit auf eine Entscheidung von der EU. Sie müssen uns diesen Export noch genehmigen. Einige Früchte können wir schon exportieren. Ich gehe davon aus, dass im nächsten Jahr georgischer Honig in den europäischen Supermärkten zum Verkauf bereit steht.“

Lasha Inauri schaut optimistisch in die Zukunft der Agrarwirtschaft in Georgien. Die Klimabedingungen, die langjährige Erfahrung auf dem Sektor und das Assoziierungsabkommen seien die richtigen Voraussetzungen für den Marktbeitritt im Westen. „Mir ist bewusst, dass wir nicht gleich Fleisch exportieren können, aber wir können in kleinen Schritten denken und besser so als wirtschaftlich stecken zu bleiben.“ Ein wichtiges Projekt für Georgien heißt „ENPARD (European Union Programme supporting Agriculture and Rural Development)“ – die EU stellt 120 Millionen Euro bereit, um die Qualität der Agrarproduktion zu sichern. Ein wichtiger Teil davon sind Workshops. So kommen zum Beispiel Bauern aus Italien oder aus Frankreich nach Georgien und geben den Winzern und Bauern Tipps für die

qualitätssichere Produktion. Tradition und Zukunft lassen sich anscheinend gut vereinbaren.

10. Warum Georgien in den nächsten Jahren wichtig wird

Nach der Reise durch das Land habe ich Lasha Bakradze getroffen. Er ist Leiter des Literaturmuseums in Georgien. Der Historiker, Autor und Schauspieler spricht Deutsch. Er hat in Jena studiert und war in den 90er-Jahren der erste georgische Korrespondent in Berlin. Jetzt sitzt er in einem alten Haus, das von innen so aussieht, als hätte man nichts verändert: Von den Wänden fallen die Tapeten ab, das Licht flackert im Flur und in fast jeder Ecke des Hauses stapeln sich alte Bücher – auf Georgisch und Russisch – nichts für Stauballergiker. Lasha Bakradze sitzt an einem großen Schreibtisch, raucht eine Zigarette. Er wirkt anders als das Haus vom Literaturmuseum: Er trägt ein buntes Hemd, seine Brille gleicht dem Hipster-Style aus Berlin, im Hintergrund läuft der Laptop. Man hört den Sound von Facebook-Nachrichten. Ein Interview mit dem georgischen Kulturexperten:

Wieso wird Georgien in den nächsten Jahren interessant?

2018 wird Georgien Ehrengast bei der Frankfurter Buchmesse sein. Es ist wichtig, dass unsere Literatur bekannter wird – für uns ist die Frankfurter Buchmesse der wichtigste kulturelle Auftritt seit der Unabhängigkeit der Sowjetunion. Die georgische Literatur ist sehr alt. Es gibt sie schon seit dem 5. Jahrhundert und leider kennen sie nur wenige Menschen im Ausland. Ich glaube, es ist interessant, die alte Literatur kennenzulernen – aber in Frankfurt wird davon nur wenig erscheinen. Das Interesse an der lebendigen Literatur ist größer.

Wird das Hauptthema der Georgienkrieg von 2008 sein? Die Auswirkungen sieht man ja im ganzen Land.

Wenn man über das heutige Georgien schreibt, gibt es keinen Ausweg – der Krieg von 2008 muss erwähnt werden. Es gibt keine Trümmerliteratur, wie man sie aus Deutschland kennt. Bei uns ist es anders. Das habe ich auch oft kritisiert. Wir haben die moderne georgische Geschichte zu wenig reflektiert.

Was muss mehr angesprochen werden?

Nach dem Krieg kamen die sozialen Probleme, das muss mehr angesprochen werden. Arbeitslosigkeit, Armut – das sind Themen, die Georgien be-

schäftigen. Das halte ich für eine Schwäche in der Literatur. Es gibt kaum Reflexion.

Woran liegt es?

Es ist eine Überlebensstrategie. Grundsätzlich versuchen die Menschen im Land nicht viel darüber nachzudenken. Sich mit dem Krieg oder mit den Flüchtlingen auseinander zu setzen, ist ein schweres Feld. Denn wir müssen uns auch eingestehen, dass wir Fehler gemacht haben. Es ist ja nicht so, dass der Krieg nur von außen kam. Deshalb ist die Reflexion nötig. Darüber muss in der Gesellschaft geredet werden.

In Georgien gibt es viele Bestrebungen nach Europa. Wenn der Krieg eher mit Handschuhen thematisiert wird – wie sieht es denn mit der Sehnsucht nach Europa aus?

Wir in Georgien wollen klar zeigen, dass wir jetzt mehr in europäischen Strukturen denken. Wir wollen ein Teil der westlichen Welt sein – nicht mehr im Schatten von Russland stehen. Russland gibt nicht viel Hoffnung. Die werden uns wohl nie wirklich loslassen, es macht Angst. Angst vor mehr Einfluss durch Russland, gerade jetzt kurz vor den Wahlen.

Was beobachten Sie?

Kurz vor den Wahlen sieht man sehr stark, wie aus Russland die Propaganda lauter wird. Die ist meistens nicht prorussisch, sondern antiwestlich. Es geht nicht darum etwas Gutes aus Russland darzustellen, man versucht nicht, Russland als gute Demokratie oder als guten Freund darzustellen. Man versucht alles Westliche irgendwie teuflisch zu machen. Es muss nicht unbedingt nur westlich sein. Es gibt auch enorme antitürkische Propaganda durch die durch Russland finanzierten Medien. Wenn es nicht die Medien sind, dann sind es kleine marginale Gruppen.

Merken Sie diese politische Dimension auch in der Literatur? Sehen Sie da Tendenzen?

In der georgischen Szene merkt man, dass zurzeit mehr über westliche Literatur diskutiert wird. Ganz stark über die türkische Literatur. Über die russische Literatur wird weniger geredet – hier merkt man also, wie Georgien langsam weggeht von diesem russischen Kulturkreis.

Deshalb ist die Buchmesse ein gutes Zeichen für die georgische Kultur? Aber so groß scheint mir das Interesse in westlichen Kreisen gar nicht zu sein.

Das größte Problem für die georgische Literatur ist die Anzahl der Übersetzer. Es gibt wirklich sehr wenige. Ich kann die Übersetzer mit der Hand

abzählen. In Deutschland oder im englischsprachigen Raum geht es noch. Aber in Spanien, Italien oder Frankreich sieht es schon anders aus. Ich hoffe, dass wir jetzt ein bisschen wachsen durch die Buchmesse. Aber ich glaube, auch der georgische Staat muss sich mehr für die eigene Sprache im Ausland einsetzen. Zum Beispiel ist der einzige Lehrstuhl dafür in Deutschland. Im Osten, also in Jena. Genauer gesagt gibt es dort den Lehrstuhl für Kaukasiologie. Vor einem Jahr gab es die Diskussion den Lehrstuhl aufzugeben. Zum Glück wurde der Lehrstuhl gehalten. Aber das zeigt, dass es von der deutschen Seite leider nicht so ein großes Interesse gibt. Es muss mehr gefördert werden.

Georgien ist für viele so weit weg. Warum soll es dann gefördert werden?

Georgien ist ein Land, das nach den baltischen Ländern, die jetzt Teil der EU sind, am meisten Fortschritte in Sachen Demokratie zeigt. Im Vergleich zu anderen Ländern im postsowjetischen Land sind wir weit. Hier ist der Wunsch nach einer funktionierenden Demokratie bei den Menschen groß. Gerade in der heutigen weltpolitischen Lage ist so eine Entwicklung sehr wichtig. Wenn wir zum Beispiel auf die benachbarte Türkei gucken. Da sieht man starke totalitäre Tendenzen. Ich glaube, Georgien ist ein gutes Beispiel dafür, dass ein postsowjetisches Land eine funktionierende Demokratie aufbauen kann. Kulturell sind wir auch sehr interessant, das merkt man jetzt vor allem an dem großen Zustrom der Touristen. Ich glaube, wir sind eines der wenigen Länder an der Grenze zu Europa, wo man noch was Wildes sehen kann.

Aber meine Reise durch das Land hat mir gezeigt, dass vor allem ältere Menschen nicht bereit für diese Veränderungen sind ...

Ich unterrichte an der Universität in Tiflis die Geschichte der Sowjetunion. Wir versuchen die sowjetische Geschichte besser aufzubereiten und das wollen wir auch in der Gesellschaft fördern. Das ist ein schwieriges Erbe, eine schwierige Aufgabe. Wir müssen zum Beispiel das Stalin Museum in Gori verändern. Es muss alles kritisch reflektiert werden. Das ist ein wichtiger Schritt zur Befreiung der Köpfe hier im Land.

Die Menschen hoffen, dass die Visaliberalisierung der richtige Schritt dafür ist. Glauben Sie auch daran? Kommt dann eine Art kulturelle Revolution?

Eine Revolution wird es nicht geben. Die Reisefreiheit aber ist sehr wichtig. Das war zum Beispiel ein wichtiger Faktor für die Veränderung in Ostdeutschland vor der Wende. Ich glaube, wenn die Menschen freier reisen, also die Welt sehen, dann werden sie auch toleranter und fangen an sich für

die Weltpolitik zu interessieren. Ich glaube, dass wird die gesellschaftlichen Prozesse in Georgien enorm fördern.

Was wird Ihrer Ansicht nach das Zukunftsthema in der georgischen Gesellschaft und Literatur sein?

Ich hoffe, dass Georgien ein Vorbildland wird, ein Vorbild für eine gute Transformation.

Zum Abschluss: Welches georgische Zitat beschreibt die aktuelle Lage im Land am besten?

Es gibt ein Zitat von einem sehr guten georgischen Schriftsteller, Micheil Dschawachischwili, der 1937 ermordet wurde, während der großen Terrorzeit. Es geht um Europa. Das Zitat wird in einem Gaunerroman verwendet und der Hauptgauner steht in Batumi, im Hafen. Er schaut zu, wie die britische Armee mit Schiffen abzieht und dabei sagt er diesen schönen Satz: „Europa geht wieder weg. Und wir bleiben alleine in Asien.“

11. Kurz vor der Abfahrt, kurz vor der Wahl

In meiner letzten Georgien-Woche habe ich mich wieder in der Hauptstadt aufgehalten. Der Wahlkampf für die bevorstehende Parlamentswahl am 8. Oktober 2016 wurde sichtbar. Auf fast jedem Bus sieht man die Nummer 41 – das ist die Nummer der führenden und reichen Partei „Georgischer Traum“. Auf den Autobahnen fahren Autokolonnen der Parteien an einem vorbei. Die Autos sind vollgeklebt mit Wahlwerbung. Aus den Fenstern werden Flaggen gehisst. Sie machen mit Hupkonzerten auf sich aufmerksam. Am Straßenrand wurden überall Plakate aufgeklebt. Immer wieder sieht man, wie die Polizei die Wahlplakate überwacht. Denn in der Nacht versuchen Aktivisten die Plakate mit anderen Parteiplakaten zu überkleben.

Ich suche im Internet nach mehr Informationen und stoße auf Otto Kobakhidze, ein Student. Er selbst sieht sich als Onlineaktivist. Sein letzter Post auf Englisch: „For the first time since Georgia’s first free election of the modern era in 1990, there is no savior in sight, just a selection of ordinary politicians.“ Nach seinen Auslandsaufenthalten in Europa hat sich Otto nämlich zur Aufgabe gemacht, Menschen aus dem Ausland über die politische Entwicklung in Georgien zu informieren. Er ist sehr stolz, dass der Wahlkampf in diesem Jahr ruhig ist.

Wir treffen uns in einem Café. Der 24-jährige Otto wirkt gar nicht wie ein Student, sondern eher wie ein Politiker: „Junge Menschen in Georgien sind meistens apolitisch. Sie wollen sich nicht in der Politik engagieren. Ich sehe

mich als ‚Pusher‘, d.h. ich gebe ihnen Informationen darüber, was passiert. Wenn wir ruhig bleiben, passiert nichts, wir müssen das Internet nutzen. Erst dann können wir auch was verändern und so zum Beispiel die Jugendlichen auf dem Land mobilisieren.“

Der Student beschwert sich, dass die Politiker junge Menschen kaum ansprechen. „Es geht immer nur um Rente und Arbeitsplätze. Wir haben an der Universität demonstriert. Das hat hier keinen interessiert.“ Otto wird Georgien noch kurz vor den Wahlen verlassen. Er fängt ein Auslandsstudium in Ungarn an. Der Student ist mit der Bildung im eigenen Land nicht zufrieden: „Mein Abschluss wird nicht überall anerkannt, ein Abschluss an einer EU-Universität aber schon.“ Für ihn ist klar, dass er nach Georgien zurückkommt. Hier warte nämlich eine Aufgabe auf ihn: „Viele machen das so: Sie studieren im Ausland und kommen nie zurück – ich will es anders machen. Selbst im Ausland habe ich Twitter, Facebook und Instagram. Ich behalte mein Land im Auge. Wenn ich zurückkomme, werde ich die anderen davon überzeugen, dass politische Partizipation die Zukunft ist.“

Aber nicht alle Stimmen im Netz sind so prowestlich, wie die von Otto. Viele Georgier beklagen sich, dass kurz vor den Wahlen antiwestliche und prorussische Propaganda lauter wird. Am 27. September haben ultranationalistische Aktivisten für Unruhe gesorgt. Es war der Jahrestag vom Massaker von Sochumi. Sochumi ist die Hauptstadt der abtrünnigen Region Abchasiens. 1993 wurde dort im Kampf um die Unabhängigkeit eine große Anzahl georgischer Einwohner ermordet. In der Innenstadt von Tiflis wurden mit Blumenkränzen und Ansprachen der Opfer gedacht. Am Abend sind dann aggressive Aktivisten zusammen mit Ultras durch eine Hauptstraße gezogen. Die rund 20 bis 30 Menschen waren wie Soldaten gekleidet. Sie haben Fackeln hochgehalten, sowie die neue und alte georgische Flagge. Die ultranationalistischen Aktivisten haben die Scheiben eines türkischen Restaurants eingeschlagen. Innerhalb von zehn Minuten kamen etliche Polizeiwagen und haben die Unruhestifter in einer Hau-Ruck-Aktion festgenommen. Die Menschen auf der Straße sind ruhig geblieben: „Die Polizei wird das regeln, die waren auf solche Aktionen vorbereitet“, sagt eine Frau, die mich in ihren Laden reingeholt hat. Viele Georgier sind davon überzeugt, dass die Aktivisten bezahlt wurden, um für Unruhe zu sorgen. „Das ist alles Teil der Propaganda. Kurz vor den Wahlen will unser großer Nachbar im Norden, dass es in Georgien unruhig wird. So wirken wir nach außen als instabiles Land“, sagt sie. Die Gruppe wurde nach der Veranstaltung bei Facebook gelöscht.

Außerdem kursieren auch noch Videos im Netz, die zeigen, wie sich Politiker bei live Wahlsendungen im TV prügeln. Das sind Szenen wie während des Wahlkampfs im Jahr 2012. Dieser wurde sowohl in Georgien, als auch

im Westen kritisch betrachtet. Der Auslöser für die neueste Prügelei war der Vorwurf, dass eine Partei einen prorussischen Kurs einschlagen will. Dieser Vorfall war kaum Thema in Georgien. In den westlichen Medien wird dieses Video aber zum Klickrekord.

Die letzte Woche zeigt nochmal deutlich, dass Georgien weiterhin einen schwierigen Weg in Richtung Westen vor sich hat. Die Propaganda-Mechanismen der letzten Tage hinterlassen viele Fragen bei mir.

12. Fazit – Georgien bleibt der Spielball zwischen Ost und West

Sechs Wochen zuvor war ich mir sicher, dass ich einschlägige Antworten auf meine Fragen finde. Aber die Reise durch das Land und die Begegnungen mit den Menschen haben mir gezeigt, dass in Georgien Vieles nicht klar ist. Einfache Antworten passen nicht zu diesem traditionellen Land, das sich seit der Rosenrevolution von 2003 versucht zu verändern.

Der russische Einfluss in Georgien ist durch folgende Faktoren noch so groß: Die Regionen Abchasien und Südossetien sind de facto von Russland besetzt, das ist ein Fünftel des georgischen Territoriums. Der Stalin-Kult wird in Gori weitergelebt. Viele ältere Menschen sehnen sich nach der Sowjetunion. Sie kennen Europa nicht. Russische Propaganda wirkt auf die Menschen durch Parteien, Medien und Aktivismus. Die Kirche hat viel Einfluss auf die Menschen und lehnt prowestliche Werte ab. Dazu kommt, dass die Annäherung an die EU und an die Nato in den letzten Jahren ins Stocken geraten ist. Ältere Menschen in Georgien verlieren die Hoffnung auf die westliche Veränderung und so schafft es Russland mit Softpower-Mechanismen, die Skepsis bei ihnen wachsen zu lassen.

Bei der jungen Generation sieht es ganz anders aus: Sie lehnen die russische Vergangenheit ab. Bei manchen hat sich sogar ein Hass gegenüber Russland entwickelt. Die Mehrheit der Menschen in Georgien sehnt sich nach der Integration in den Westen. In den Städten hängen überall die Flaggen der EU, Austauschprogramme in den Westen werden wahrgenommen und die Bauern in den ländlichen Regionen versuchen, ihre Produkte für den EU-Markt anzupassen. Die Tourismus-Branche boomt, Städte entwickeln sich weiter und die Behörden funktionieren teilweise besser als bei uns in Deutschland.

Das Land ist voller Kontraste und so liest sich am Ende auch mein Bericht. Georgien bleibt also für die nächsten Jahre ein Spielball zwischen dem Westen und Russland.

Mir ist deutlich geworden, dass viele Menschen nur hoffen. Hoffnung Europa, Hoffnung Nato und Hoffnung Visaliberalisierung. Ja, und auch Hoff-

nung Russland. Bei meinen Begegnungen ist mir aufgefallen, dass die Menschen in Georgien immer auf die Entscheidung von Oben warten. Vielen Menschen fehlt dabei der Antrieb, selber etwas zu verändern, sich gesellschaftlich zu engagieren. Nur wenige haben den Mumm auf die Straße zu gehen oder im Netz ihre Meinung kund zu tun.

An dieser Stelle wiederhole ich die Worte von Lasha Bakradze, dem Leiter des Literaturmuseums, der lange im Ausland gelebt hat. „Grundsätzlich versuchen die Menschen im Land nicht viel darüber nachzudenken. Sich mit dem Krieg oder mit den Flüchtlingen auseinander zu setzen, ist ein schweres Feld. Denn wir müssen uns auch eingestehen, dass wir Fehler gemacht haben. Es ist ja nicht so, dass der Krieg nur von außen kam. Deshalb ist die Reflexion nötig. Darüber muss in der Gesellschaft geredet werden. Wir müssen zum Beispiel das Stalin Museum in Gori verändern. Es muss alles kritisch reflektiert wird. Das ist ein wichtiger Schritt zur Befreiung der Köpfe.“

Und es ist nicht nur Georgien, das seine Vergangenheit aufbereiten sollte. Das gilt auch für viele andere postsowjetische Länder. Georgien hat dabei aber eine besondere Rolle eingenommen, weil es eines der ersten Länder war, dass bereit für Veränderungen war. Für diesen schwierigen Weg sollte Georgien bald vom Westen belohnt werden.

13. Danksagung

Zum Schluss bedanke ich mich ganz herzlich bei der Heinz-Kühn-Stiftung und besonders bei Ute Maria Kilian für diese einmalige Chance, ein so faszinierendes, schönes und komplexes Land zu bereisen. Einen ganz besonderen Dank auch an Maia Kobakhidze, eine ehemalige Heinz-Kühn-Stipendiatin aus Georgien, die mir viele Kontakte für meine Recherche vermittelt hat. Danke an meine Familie und meine Freunde, die mich motiviert haben und mich dabei unterstützt haben, als mein Computer zwei Mal abgestürzt ist. Der größte Dank kommt zum Schluss: Er gilt den unzähligen Menschen in Georgien, die mir immer geholfen haben durch das Land zu reisen. Wir haben tolle Stunden miteinander verbracht, interessante Diskussionen geführt und viel Wein getrunken. Didi Madloba!